

V.

Ein Mann des Friedens und der Versöhnung

Pater Edmar Georg Sommerreisser
(1913–1981)



"Größer als die Verhältnisse
muss unsere Kraft sein,
unter diesen Verhältnissen
ein Mensch zu werden,
der die Zeit versteht
und der Zeit gewachsen ist."

ALBERT SCHWEITZER

Die Familie Sommerreisser aus Ortlfingen bei Ehingen, Diözese Augsburg

Seien wir ehrlich. Machen wir uns nichts vor: Die Missionare, deren Lebensläufe in diesem Band beschrieben werden, waren nicht schon deswegen Vorbilder, weil sie ermordet wurden. Auch sie hatten – wie alle Menschen – ihre Ecken und Kanten; auch sie waren fehlerhaft und alles andere als sacharin-süße Gipsheilige. Pater Edmar Sommerreisser, von dem auf diesen Seiten die Rede sein wird, war kein frommes Abziehbild von einem von Geburt an zur Heiligkeit bestimmten Menschen.

Als ich in seiner Heimat recherchierte und mich nach den Sommerreissers erkundigte, sagte man mir – unter halb vorgehaltener Hand: Das waren alles ziemlich harte Burschen, die Sommerreisser von Ortlfingen; derb zuweilen, doch auch wieder burschikos, keineswegs zimperlich und schon gar nicht ete-petete!

Vielleicht keine Draufgänger im negativen Sinn, aber doch eher raue Kerle vom Land. Und direkt auf Peter Edmar angesprochen, meinte einer aus Ehingen: Der war auch nicht aus Glas; aber ein guter Trommler, wenn er für die Missionen sammelte!

Ich erkundigte mich in Ortlfingen. Das Elternhaus sei nicht im besten Zustande; es verfallt allmählich. Die Eltern Pater Edmars waren einfache Bauern; auf einem Foto sieht man seinen Vater in Bauernschürze, kräftige Zugochsen vor den Wagen gespannt. Das Haus war damals schon kein Aushängeschild für großen Reichtum. Pater Edmar ist also in sehr einfachen, bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen.

Ich sah mich in Ehingen, dem Pfarrdorf um, etwa zwei Kilometer von Ortlfingen entfernt. Hier ging Pater Edmar zur Schule, hier zur Erstkommunion; hier feierte er auch seine Primiz.

Direkt an der Kirche, schwäbischer Barock, schließt sich der alte Ehinger Friedhof an; dort fand ich noch ein Sommerreisser-Grab. Der Messner, den ich herbeirief, zeigte mir das Innere des Gotteshauses. Hier also hat er für die Missionen gesammelt, wenn er auf Heimaturlaub war; hier fand auch das Requiem statt – zusammen mit Bischof Josef Stimpfle von Augsburg; aber greifen wir nicht zu weit vor. Beginnen wir damit, wo Biografien eigentlich immer anfangen sollten – mit dem Geburtsdatum.

Im Taufregister der Pfarrei Ehingen (Diözese Augsburg) finden wir folgende Eintragungen: Georg Sommerreisser wurde am 30. Januar 1913 in Ortlfingen Hausnummer 8 geboren. Der Vater, Josef Sommerreisser, katholisch, ist "Söldner" von Beruf. Die Mutter hieß Josefa, geborene Braun. Das um 1.00 Uhr früh geborene Knäblein (unter Mithilfe der Hebamme Klara Kraus) wurde an Mariä Lichtmess, also am zweiten Februar 1913 getauft- vormittags um 11.45 Uhr. Taufpate war sein Onkel Leonhard Sommerreisser aus Ortlfingen; das Sakrament spendete Pfarrer Stroebele.

Pater Edmars Mutter – sie war am ersten November 1876 in Ortlfingen geboren und dortselbst am 24. Juni 1939 verstorben – wird als fromme Frau beschrieben, einfach und unkompliziert, bieder, von kerniger volkstümlicher Religiosität. Der Vater, der eine kleine Landwirtschaft betrieb, wurde am vierten März 1874, ebenfalls in Ortlfingen geboren; er starb am 16. März 1968.

Von den Brüdern Pater Edmars starb Josef, Jahrgang 1905, im relativ hohen Alter von 78 Jahren (1983); Franz, Jahrgang 1907, wurde noch älter; er starb 1994. Der jüngste, Xaver Sommerreisser, Jahrgang 1920, fiel 1941 in Russland. Auf seinem Sterbebildchen heißt es: "Er starb den Heldentod für sein Vaterland – als SS-Sturmmann in einem Infanterie-Regiment und Inhaber des EK II."

Wieder ein anderer Bruder, Anton Sommerreisser, war Stabsfeldwebel und Kompanieführer, Inhaber des Eisernen Kreuzes 1. und 2. Klasse, des Kriegsverdienstkreuzes 2. Klasse mit Schwertern, der Tapferkeits-Auszeichnung 1. und 2. Klasse in Silber, des Sturmabzeichens in Silber und der Ostmedaille. Der 1910 in Ortlfingen Geborene fiel im September 1943 im "Nahen Osten"; genaue Ortsangaben wurden wohl nie bekannt. Von einem weiteren Bruder Pater Edmars – namens Leonhard – ist bekannt, dass er bei der Landpolizei war.

Die Aufzählung aller Orden und Auszeichnungen auf den Sterbebildchen war damals allgemein üblich. Die Sommerreissers machten da keine Ausnahme. Mit politischer, sprich national-sozialistischer Gesinnung muss das nicht unbedingt zusammengebracht werden. Jeder junge Mann – fast jeder – wurde damals kriegsverpflichtet. Und es war durchaus möglich, dass gerade jene, die aus einfachen Verhältnissen stammten, sich umso mutiger und "tapferer" zeigten.

Pater Edmar – wir werden noch darauf zu sprechen kommen – wurde nach seiner Priesterweihe ebenfalls zum Militär eingezogen – als Sanitäter.

Übrigens, auch sein Vater, Josef Sommerreisser, war Kriegsteilnehmer, allerdings 1914/1918; daher wohl auch die Berufsbezeichnung "Söldner" im Taufbuch von Ehingen.

Von Bayerisch-Schwaben nach Unterfranken

Georg Sommerreisser, der bayerische Schwabe, hat seine Heimat nicht verleugnet; aber er hat sich im unterfränkischen Würzburg nicht weniger wohl gefühlt. Nach dem Besuch der Volksschule in Ehingen (in Ortlfingen gab es weder eine Schule noch eine Kirche oder Kapelle) besuchte er das Gymnasium der Steyler Missionare in Ingolstadt. Warum er dort nicht länger bleiben wollte, ist nicht bekannt. Vielleicht lockte ihn das Angebot der Marianhiller mehr; die unterhielten in Reimlingen/Ries ein Spätberufenen-Seminar, eine Schule, die bis zum Abitur führte und dann den Besuch der Universität in Würzburg ermöglichte.

1932 wechselte er also die Schule. Nach der Abschlussprüfung (Reifezeugnis) im Jahr 1935 schloss er sich der Missionsgesellschaft der Marianhiller an, besuchte das Noviziat, das übrigens wegen der damals schon brenzligen politischen Lage (Drittes Reich) von Holland nach Bayern verlegt worden war,

und bereitete sich so auf das Klosterleben vor. Für Frater Edmar, wie er sich jetzt mit Ordensnamen nannte, sicher nicht unangenehm, entfiel doch damit die lange Fahrt ins Nachbarland.

Am 17. Mai 1936 legte der Novize die erste Ordensprofess ab (Gelübde auf Zeit). Es folgten die philosophischen und theologischen Studien in Würzburg (Mariannahiller Piusseminar) und, am Fest der beiden Apostelfürsten Peter und Paul 1940 (29. Juni), die Priesterweihe in der dortigen Herz-Jesu-Kirche durch den Würzburger Diözesanbischof Matthias Ehrenfried. Die Primiz feierte er in der kleinen, aber sehr schönen Dorfkirche zu Ehingen. Zu dieser Zeit lebte seine Mutter schon nicht mehr – und seine Brüder waren bereits an der Front; zwei von ihnen, wir haben es schon erfahren, fielen später im Osten.

Der zweite Weltkrieg war also voll im Gange. Und auch für Pater Edmar sichtlich und leibhaft spürbar: Der Neupriester wurde bald nach seiner Weihe zum Militärdienst eingezogen. Es waren harte Jahre – auch für ihn, der sich bis zum Kriegsende als Sanitätssoldat zur Verfügung stellen musste. Aber er hat diese schlimme und gefährvolle Zeit überlebt. Es gelang ihm, ohne längere Kriegsgefangenschaft schon bald nach Würzburg zurückzukehren, wo er sofort und mit großem Eifer seelsorgerliche Tätigkeiten übernahm. An eine Ausreise in die Afrika-Mission war unmittelbar nach dem Krieg – für deutsche Staatsbürger – überhaupt nicht zu denken.

Pater Edmar war binnen weniger Monate stadtbekannt. Er setzte sich sehr intensiv für alle am Rande der Gesellschaft Lebenden ein, betreute jahrelang das Flüchtlingslager auf dem Gelände des ehemaligen Würzburger Flughafens, leistete aber auch unzählige Seelsorgaushilfen in diversen Pfarrgemeinden Unterfrankens. Zusätzlich kümmerte er sich in diesen schweren Nachkriegsjahren um die wirtschaftlichen Belange des Mariannahiller Piusseminars, das damals auch das Diözesan-Priesterseminar sowie die Theologische Fakultät der Universität Würzburg beherbergte. Das Missionshaus war nämlich eines der wenigen größeren Gebäude, das den schrecklichen Bombenangriff auf Würzburg vom 16. März 1945 halbwegs überstanden hatte. Damals wohnte übrigens auch Subregens Julius Döpfner, der spätere Bischof und Kardinal, bei den Mariannahillern – und Pater Edmars "Betteltouren" durch die fränkischen Dörfer kamen auch ihm und seinen Alumnen zugute.

Die unkomplizierte Art des Mariannahiller Paters, seine natürliche Fröhlichkeit, mit der er die ihm gestellten Aufgaben anging, seine stete Hilfsbereitschaft sowie seine überzeugende, schier kindliche Frömmigkeit machten ihm den Umgang mit den Menschen leicht. Oft vertauschte er spontan das Ordenskleid mit einem Arbeitsanzug und half überall dort mit, wo gerade Hand angelegt werden musste. Und damals, im völlig zerstörten Würzburg, fehlte es fast überall an beinahe allem!

Für die Jugend hatte Pater Edmar immer ein weites Herz. Bei Fussballspielen machte er gerne mit – meist als Verteidiger. Wenn es galt, im fränkischen Hinterland, bei den Bauern und Gärtnern, Esswaren für die Flüchtlinge oder die

eigenen Mitbrüder im Kloster zu erbetteln, dann war er mit von der Partie. Er erwies sich als sehr erfolgreicher "Sammeler", wenn es um andere ging. Seinem persönlichen Charme wurde selten etwas abgeschlagen.

Großen Wert legte der sehr praktisch veranlagte Ordensmann auf die katholische Jugendarbeit. Alfons Leim aus Gerbrunn bei Würzburg erinnert sich noch gut an jene Jahre. Als beispielsweise der Dachraum über der Sakristei der Pfarrkirche mit Rohrmatten verkleidet wurde, verputzte Pater Edmar eigenhändig die Wände und schuf so – zusammen mit den Jugendlichen – ein Zentrum, das bald viele Jungen und Mädchen anzog. Er gab auch Religionsstunden in der Schule und verstand es, die Kinder und Jugendlichen zu begeistern. Dabei stellte er immer wieder gezielte Fragen: Kennt ihr eure Kirche? Wollt ihr sie mal zeichnen? Wie heißt euer Bischof? Wie der Papst? Wo lebt er? – Egal, wie falsch die Antworten manchmal auch ausfielen, er half den Kindern auf sehr väterliche Weise. Den schon etwas Älteren unter ihnen war er ein hilfsbereiter Freund.

Höhepunkte seiner Jugendarbeit waren die damals üblichen Bannerweihen am Christkönigsfest. Zuweilen muss er den Jugendlichen wie ein moderner Don Bosco – und den Erwachsenen im Flüchtlingslager wie ein zeitgemäßer Sankt Nikolaus vorgekommen sein! Man sah ihn per Fahrrad Stühle, Tische oder Bänke zu den Baracken transportieren. Oder, im Arbeitsanzug, Räume sauber fegen bzw. vor den Hütten Schnee schaufeln.

Als Kapelle diente ihm ein kleiner Raum neben dem Kranken-Revier der Baracke. Da lagen die Alten auf armseligen Pritschen; daneben stand ein schmutziger Herd, auf dem die jungen Mütter ihre Säuglinge versorgten. Aber all das störte den Mariannahiller Pater nicht im Geringsten.

Die heilige Messe wurde trotzdem feierlich gestaltet. Nicht selten erklang die Schubert-Messe: Wohin soll ich mich wenden, wenn Gram und Schmerz uns drücken ... Oder Pater Edmar stimmte eines der zahlreichen Marienlieder an, die im Frankenland sich großer Beliebtheit erfreuen: Meerstern, ich dich grüße, o Maria hilf ... Diese tiefe Verehrung der Gottesmutter blieb ihm zeitlebens erhalten, auch später noch, als er längst in Afrika wirkte.

Immer und immer wieder, so berichtet uns Alfons Leim, suchte Pater Edmar auch zwischen Flüchtlingen und Einheimischen zu vermitteln. Es gelang ihm meistens; vor allem durch seine leutselige und oft auch humorvolle Art.

Er war Mitbegründer einer Fussballmannschaft der Heimatvertriebenen, und als einmal ein Spiel angesetzt war und plötzlich einer aus der Mannschaft verhindert war, sprang er ein und spielte als Verteidiger mit. (Vgl. A. Leim, Gerbrunn, in einem Brief an d. Verf., Mai 1981)

Sehnsucht & Endstation Afrika

1949 ging für Pater Edmar ein großer Wunsch in Erfüllung: Er durfte in die Afrika-Mission gehen, nach Matabeleland, eine Region im südwestlichen Simbabwe, das damals noch Rhodesien hieß.

Zunächst war er Kaplan an der Dompfarrei St. Mary's in Bulawayo. Hier wohnte er in vorwiegend "weißer" Umgebung. Die Kathedrale war zwar für alle Gläubigen offen, aber die Gottesdienste wurden in englischer Sprache gefeiert – für die meist englischen, schottischen und irischen Christen – beziehungsweise für die Farbigen (Mischlinge), die sich ebenfalls in Bulawayo niedergelassen hatten.

Das war vielleicht, zunächst jedenfalls, nicht so ganz nach Wunsch des aus Bayern stammenden Schwaben; Seelsorge bei den Afrikanern wäre wohl eher sein Herzenswunsch gewesen. Aber er sah auch ein, dass die europäische Bevölkerung nicht vernachlässigt werden durfte und beugte sich so dem Diktat der Vernunft – oder, korrekter formuliert, dem Wunsch des Bischofs und seiner Ordensobern.

Die ließen ihn nach zwölf Jahren dann doch in den "Busch" ziehen; er wurde Stationsoberer von St. Luke's Mission im Lupane-Bezirk – an der sogenannten "Falls-Road", die Bulawayo mit Livingstone und den Victoriafällen verbindet. Hier werkete und schuftete er auch auf den Feldern und in den Gärten – Hand in Hand mit schwarzen Helfern. Hinzu kam das große Missions-Krankenhaus vor Ort, ich meine die pastorale Betreuung der Patienten; die eigentliche Leitung des Hospitals hatte jahrzehntelang die deutsche Missionsärztin Dr. Hanna Davis-Ziegler. (Vgl. das Lebensbild Dr. Hanna Deckers in diesem Band) Nach fünf Jahren, also 1967, wurde ihm vorübergehend die Empandeni-Mission anvertraut; dann die Missionspfarre in Gwanda, einem kleinen Goldgräber-Städtchen im Süden des Landes. Hier stand bereits eine moderne Kirche, die in den 60-er Jahren des letzten Jahrhunderts errichtet worden war. Die Bevölkerung war gemischt: Weiße, Schwarze, Farbige. Da er die meiste Zeit alleine war, was das Missionspersonal betraf, muss er sich zuweilen eher einsam gefühlt haben – für einen Menschen, der die Gemeinschaft liebte und auch brauchte, sicher keine leichte Sache. Aber es gab in der Pfarrei zahlreiche Christen, die darum wussten und ihm gerne und helfend zur Seite standen.

1979 nahm Pater Edmar als Delegierter der Bulawayo-Provinz am Generalkapitel der Mariannahiller Mission in Rom teil. Hoch gestochene Vorträge und geistige Höhenflüge waren sein Hobby nicht; aber er mühte sich, die Probleme, die zu besprechen waren, klären zu helfen, und wenn immer möglich, auch praktische Lösungen zu suchen.

Nach seiner Rückkehr aus Europa übertrug man ihm die soeben wiedereröffnete Missionsstation Regina Mundi am Gwaaifluss. Es sollte sein letzter Ortswechsel sein; sein letzter Auftrag, den er mit seinem Blut bezahlen musste ...

Soweit man schaut – Sand, Sand und nochmals Sand

Wir haben Regina Mundi in vorausgegangenen Kapiteln vorgestellt. Auch die Geschichte der Station und die Arbeitsbereiche der dort lebenden Patres, Brüder und Schwestern. (Sie erinnern sich: Von hier aus wollten Bischof Schmitt,

Pater Possenti und zwei Schwestern den im Hospital von St. Luke's liegenden Bruder Konrad besuchen – und wurden unterwegs von einem Freischärler überfallen!)

Aber vielleicht ist es nicht uninteressant, Pater Edmar selber zu Wort kommen zu lassen. Wir haben einen seiner (leider wenigen) Rundbriefe, geschrieben im Oktober 1980. Darin schildert er seine neue Aufgabe, sein Arbeitsfeld, die Lage der Station und anderes mehr. Weil noch neu in Regina Mundi, fällt ihm vieles auf, was er vielleicht nach ein paar Jahren nicht mehr sehen oder beachten würde:

"Ich bin nun schon seit August auf meiner neuen Station: Regina Mundi. Sie liegt 200 Kilometer nördlich von Bulawayo, während Gwanda 120 Kilometer südlich davon gelegen ist. Mich hat es also in den "hohen Norden" der Diözese verschlagen. Das besagt aber keineswegs, dass es hier kälter ist, ganz im Gegenteil! In dieser Gegend (Gwaai-Reservat) gibt es viel Sand – Sand, Sand und nochmals Sand – und sandiger Boden ist und macht bekanntlich heiß ...

Wir haben hier ein Mädchengymnasium mit 120 Internatsschülerinnen; nächstes Jahr werden es wesentlich mehr sein, denn die Gebäude werden erweitert. Die Schule wird von deutschen Mariannahiller Schwestern geleitet. – Was hier sehr schön ist und wohltuend wirkt, sind die vielen großen Bäume, die zwischen den zahlreichen Gebäuden stehen und willkommenen Schatten bieten.

Meine Arbeit ist vielseitiger als in Gwanda, denn Regina Mundi liegt auf einer Missionsfarm mit 3000 Morgen. Somit habe ich mich (neben zweibeinigen) auch mit vierbeinigen Bewohnern herumzuschlagen. Während des Bürgerkriegs (der offiziell 1980 mit der Übernahme der Regierung durch schwarze Politiker zu Ende ging, d. Verf.) war diese Missionsstation nicht ganz geschlossen, allenfalls kurz, denn ein schwarzer Priester und schwarze Schwestern blieben die ganze Zeit hier. So sind auch die Gebäude alle noch in Ordnung. Freilich ist vieles – infolge der Kriegsjahre – etwas vernachlässigt worden, vor allem die Fahrzeuge; sie müssen dringend repariert werden ...

Zur Station gehören noch zwölf Außenstellen, wo wir einmal im Monat Gottesdienste feiern. Ich konnte leider noch keine einzige besuchen, weil unser Geländewagen zur Zeit nicht einsatzfähig ist. Und ohne Vierrad-Antrieb kann man diese Stationen nicht anfahren – wegen des tiefen Sandes! Einige dieser Orte liegen bis zu 100 Kilometer entfernt. Wenn man da kein zuverlässiges Auto hat, kann man tagelang zu Fuß durch den Sand stapfen, und das wäre rein körperlich schon sehr anstrengend.

Wir haben hier in Regina Mundi vier weiße und vier schwarze Schwestern; ein Bruder soll im November zurückkommen; er musste dringend auf einer anderen Station aushelfen. Wenn er wieder hier ist, dann wird auch für mich manches einfacher, denn er ist ein gelernter Mechaniker und wird unsere streikenden Maschinen wieder in Schwung bringen. Wir haben hier ‚nur‘ acht Dieselmotoren: Sechs pumpen Wasser; zwei liefern uns hausgemachten elektrischen Strom – für die Abende.

Es gibt hier in dieser sandigen Region viel Untergrundwasser. Nach 20 bis 30 Metern stößt man schon auf Wasser, spätestens in 50 Meter Tiefe. Das ist ein großer Segen. Ich kenne andere Missionen, wo man 100 und mehr Meter tief bohren musste, bis man genügend Wasser bekam.

Wie viele Katholiken hier leben, kann ich momentan nicht sagen. Den Taufbüchern zufolge sollten es über 4000 sein. Aber viele sind während des Bürgerkriegs ums Leben gekommen oder verschleppt worden – oder abgewandert. Ich hoffe eine Übersicht zu bekommen, wenn ich die Außenstationen besuchen kann; ich muss halt erst die zerstreuten Schäflein wieder sammeln und die Gemeinden neu aufbauen. Das wird so manches Schweißtröpflein kosten!

Das schönste Gebäude von Regina Mundi ist die Kirche, ein Rundbau, eine sogenannte ‚Kralikirche‘. Sie hat einen Durchmesser von 25 Metern und ist fast 30 Meter hoch. Ein Prachtbau!

Die Situation im Allgemeinen ist zufriedenstellend, obwohl da und dort herumlungernde Banden ihr Unwesen treiben. Gott-sei-Dank ist aber bei uns alles ruhig. Es ist bis jetzt nicht das Geringste geschehen, seit ich hier bin. Ich hoffe, dass sich allmählich die Lage normalisiert und stabilisiert – im ganzen Land. Die Probleme waren groß – und wir müssen weiter helfen ... Recht frohe Grüße aus dem heißen Süden – und des Herrn Segen sei mit euch!" (RB, Regina Mundi, Oktober 1980)

Verlauf einer hinterrücken Tat

So "friedlich" und "normal" und schon gar nicht so "harmlos", wie Pater Edmar seinen Verwandten, Freunden und Wohltätern in Deutschland die Lage zu schildern suchte, war sie sicher nicht, auch nicht im Umfeld von Regina Mundi. Es trieben sich immerhin noch Tausende von "Dissidenten" (ehemalige Untergrundkämpfer, die nicht willens waren, nach der Übernahme der Regierung durch afrikanische Politiker, ihre Waffen abzuliefern) überall herum; sie raubten und mordeten und waren, weil weithin "freischaffende Banden", kaum zu kontrollieren, geschweige denn in Schach zu halten. So kam es – zwar unerwartet, aber doch irgendwie befürchtet, dass eines Abends auch die Missionsstation am Gwaai-Fluss erneut überfallen wurde.

Diesmal hatten es die Täter auf Pater Edmar Sommerreisser abgesehen, wahrscheinlich nicht wissentlich, wen sie überfallen wollten, wohl aber, dass sie, wen immer sie antreffen, ausrauben – und, möglicherweise, auch ermorden würden.

Der Raubüberfall erfolgte am 25. April 1981, am Samstag vor dem Weißen Sonntag. Mir liegen zwei längere Schilderungen des Hergangs vor; der eine geht wohl auf die Missionsschwester vom Kostbaren Blut zurück, die damals in Regina Mundi lebten und wirkten; den anderen schrieb Pater Calasanz Josef Hofmann, der nach der Ermordung Pater Edmars zeitweise – und zwar von Fatima-Mission aus – die "priesterlich verwaiste" Station mitbetreute. Seinem Bericht verdanken wir die meisten Details.

Pater Edmar war an diesem Tag allein im Haus; Bruder Konrad machte Besorgungen in Bulawayo. Nach dem Abendessen hatte er sich auf sein Arbeitszimmer zurückgezogen, wahrscheinlich um sich auf den kommenden Sonntags-Gottesdienst vorzubereiten. Gegen 18.30 Uhr entließ er den Hofhund ins Freie, verschloß aber die Haustür nicht. Etwas später, um 19.00 Uhr, drangen drei Afrikaner zum Priesterhaus vor, überrumpelten Pater Edmar in seinem Zimmer, sahen in der Flurecke eine schwere Eisenstange, mit der sich der Missionar offensichtlich verteidigen wollte. Als er aus seinem Zimmer trat, forderten sie Geld und Wertsachen. Daraufhin muss es, wie die Polizei später feststellte, zu einem Handgemenge gekommen sein, bei dem es Verletzungen gab, denn im Haus und auch davor fanden sich erhebliche Blutspuren. Im Fußboden des Hausflurs fand man einen Einschuss. Ob das ein Schreckschuss war, oder ob Pater Edmar das Gewehr eines der Einbrecher abwehren wollte, sodass sich dabei ein Schuss löste – oder ob von außen herreingeschossen wurde, konnten die Sicherheitsbeamten später nicht mehr feststellen. Es kam also zu einem Kampf – und Pater Edmar, so wie wir ihn kannten, gab sich so schnell nicht geschlagen; er wusste sich durchaus zu wehren, und seine große, kräftige Gestalt mag ihm dabei zugute gekommen sein. Aber es standen drei gegen einen. Der Pater wurde mit der Eisenstange am Hinterkopf und an den Armen verwundet. Dennoch muss es ihm gelungen sein, die Einbrecher aus dem Haus zu vertreiben. Er rief sofort um Hilfe; der schwarze Katechist hörte ihn, hatte aber Angst; er wagte es nicht, seine Wohnung zu verlassen.

Jetzt ging der verwundete Missionar ans Telefon, um die Ordensfrauen zu benachrichtigen und auch, um von seiner, wie er meinte, eher leichten Verwundung zu erzählen. Er bat die Nonnen, umgehend die Polizei zu informieren. Nach einem Arzt fragte er nicht; er meinte, seine Verletzungen könnten die Schwestern auch verbinden. Im Anschluss daran ging er in sein Schlafzimmer, wahrscheinlich um die Blutspuren abzuwaschen; vielleicht auch, um sein Gewehr zu holen, das er dort im Schrank versteckt hielt. Dabei vergaß er, den Vorhang zu ziehen. Die Einbrecher waren unterdessen um das Priesterhaus herumgegangen und sahen den Pater im Lichtkegel seines Schlafzimmers stehen. Von zirka zehn Meter Entfernung gaben sie einen Schuss ab und trafen Pater Edmar an Lunge und Leber. Er fiel hin und war wohl sofort tot. Die Einbrecher stiegen dann noch durch das offene Fenster des Schlafzimmers und durchsuchten auch die anderen Räume nach Geld und Wertsachen, fanden aber kaum etwas, weil die sie Schlüssel zum Safe nicht ausfindig machen konnten.

Als die Polizei nach etwa einer halben Stunde eintraf, waren die Banditen über alle Berge. "Raubüberfall" notierten die Beamten. Der Mord wurde nie aufgeklärt. Vermutlich waren es "freischaffende Freischärler". Ob sie bewusst auf weiße Missionare schossen – oder einfach überall dort einfielen, wo sie meinten, ungeschoren davonzukommen – auch das lässt sich nicht mehr ausmachen.

Pater Calasanz Hofmann schrieb zusätzlich: "Man kennt einen der Mörder; er hatte vor einigen Wochen mehrere Polizisten in Lupane ermordet – mit dem

gleichen Gewehr. Er wurde auch nach dem Überfall auf Regina Mundi in der Umgebung gesehen. Hier in der Nähe befindet sich ja immer noch in der Gwaai-River-Mine ein Lager von ehemaligen Untergrundkämpfern, etwa 6000 Mann stark. Diese sollen nun endlich – letzte Woche – entwaffnet worden sein, aber offensichtlich nicht alle ... So werden immer wieder solche Dissidenten herumstreichen ... Es wurden auch, etwa acht Tage nach Pater Edmar, zwei Afrikaner ermordet und ausgeraubt; ferner stürmten sie letzte Woche einen Überlandbus und wollten ihn ausplündern. Etwas weiter weg, zwischen Jolojo und Lupane, soll es mit am schlimmsten zugehen in ganz Simbabwe." (C. Hofmann in einem persönl. Brief an d. Verf., Regina Mundi, 15. 5. 81)

Gedenk-Gottesdienste für einen Freund der Schwarzen

Verstehen, begreifen, erklären kann man es nicht: Warum musste dieser menschenfreundliche Missionar, der zahlreiche Freunde unter den Schwarzen hatte, eines gewaltsamen Todes sterben? Die Afrikaner liebten ihn wie einen väterlichen Freund, eben auch, weil er so unkompliziert war im Umgang mit ihnen. Weil er stets zum Scherzen aufgelegt war. Weil er ihnen schier täglich zu Diensten stand.

Fast die Hälfte seines Lebens hatte der 68-jährige Mariannahiller in Rhodesien/Simbabwe verbracht – in einem Land, das ihm zur zweiten Heimat geworden war. Die Jahre seines Wirkens unter dem Kreuz des Südens hatten ihn viel Kraft gekostet; sein Bart war schneeweiß geworden. Egal, wo man ihm begegnete, er strahlte Zuversicht aus und urtiefes Gottvertrauen. Auch von noch so schlimmen Rückschlägen und persönlichen Enttäuschungen ließ er sich nicht – nicht auf Dauer – niederdrücken.

Bei den Gedenk-Gottesdiensten wurde darauf immer wieder Bezug genommen. Die Beerdigung fand am 28. April statt – auf dem städtischen Friedhof in Bulawayo. Dort ruht er neben weiteren neun Mariannahiller Missionaren – alle Opfer grausamer Mordanschläge. Das vorausgegangene Requiem wurde in der St. Mary's-Kathedrale gehalten – dort, wo Pater Edmar zwölf Jahre lang Kaplansdienste geleistet hatte. Viele Christen, schwarze wie weiße, erinnerten sich noch an diese Zeit seines Pastoral-Einsatzes in der Bischofsstadt.

Beim Gedenk-Gottesdienst in seiner Heimatgemeinde Ehingen hielt Bischof Josef Stimpfle (Augsburg) das Pontifikal-Requiem – in Konzelebration mit dem Ortspfarrer Pater Stanislaus Molski und zahlreichen Mariannahiller Missionaren, zwei von ihnen Mitbrüder aus Simbabwe. Bei dieser Feier (am 30. 4. 1981) sagte Stimpfle, Pater Edmar habe "mit dem Zeugnis seines Blutes ein hohes und heiliges Bekenntnis abgelegt". Aber so sehr man betroffen sei über diesen sinnlosen Mord, so dürfe gehofft werden, dass dieses Opfer nicht vergebens gewesen ist.

Pater Waldemar Regele bezeichnete in seiner Predigt den ermordeten Mitbruder als einen "Menschen des Glaubens". Wo immer er gebraucht und darum gebeten wurde, habe er geholfen. "Gewiss, manchmal wurde er ausgeschmiert

und hingegangen; er war eben ehrlich und geradeheraus; ein Mann des Friedens und der Versöhnung; ein Mann der Zuversicht!"

Persönlich habe er einfach gelebt und bedürfnislos. Pater Waldemar schloss mit der österlichen Aussage: "Wir sollten nicht trauern, weil er von uns gegangen ist; wir sollten vielmehr dankbar sein, dass wir ihn so viele Jahre unter uns haben durften."

Pater Hildemar Warning, Provinzial der Mariannahiller in Deutschland, dankte den Anwesenden für ihre Anteilnahme; er sprach den Verwandten, vor allem den beiden Brüdern des Ermordeten, seine Anteilnahme aus und forderte die Gemeinde zum Gebet auf, damit Gott die durch den Tod entstandene Lücke durch neue Berufe schließen möge.

Bei der Gedenkfeier in der Mariannahiller Kirche zu Würzburg (am siebten Mai 1981) sagte Pater Hildemar, der unsinnige Mord an diesem Missionar stelle viele Fragen, auf die es, menschlich gesehen, keine Antwort gebe. Ein bisschen Licht in das Dunkel des tragischen Geschehens bringe das Wort des heiligen Paulus von der Torheit des Kreuzes. Menschlich betrachtet, sei das Kreuz etwas Unbegreifliches, Unverständliches und Sinnleeres; ein Fiasko. Gott aber habe das Kreuz seines Sohnes zum Zeichen der Hoffnung gemacht, zum Heils- und Segens-Zeichen für viele. Deshalb sollten wir nicht trauern, sondern hoffen – und beten, dass diese Gewalttat letztendlich doch zum Segen werde für das Land, wo Pater Edmar starb, und für die Gemeinschaft, der er angehörte.

Ein dritter Gedächtnis-Gottesdienst wurde in Gerbrunn bei Würzburg gefeiert (am 16. Mai 1981), in der Pfarrei, wo Pater Edmar kurz nach dem Krieg Kaplansdienste übernommen und wo er zum Aufbau der dortigen Katholischen Jugend soviel beigetragen hatte. Pater Josef Seitz vom Mariannahiller Piusseminar in Würzburg sagte in seiner Ansprache, Pater Edmar sei den Weg Christi gegangen – und er habe keinen anderen gehen wollen, als den Menschen den Weg und das Ziel und die Wahrheit und das Leben zu weisen; um ihnen den Sinn des Lebens zu erschließen.

Von den zahlreichen Beileidsschreiben seien nur drei herausgegriffen. Bischof Paul-Werner Scheele, Würzburg: "Unser Bistum trauert mit Ihnen. Ihre Gemeinschaft ist durch mannigfache Kontakte uns so verbunden, dass wir uns mitgetroffen fühlen. Überdies hat Pater Edmar früher segensreich bei uns gewirkt. Im Übrigen ist es so, dass alle Missionare unsere Missionare sind, Mitbrüder, die in besonderer Weise dem Auftrag nachkommen, der uns alle verpflichtet."

Alois Kempf, Weihbischof der Frankenmetropole: "Die Verheißung des Herrn von der ‚größeren Liebe‘ möge sich für Ihren Mitbruder Pater Edmar erfüllen!"

Schwester Holländer: "Als ehemalige Mitarbeiterin auf der Fatima-Mission war uns Pater Edmar in den 60-er Jahren ein treuer Freund und Berater. Seine frohe Natur und seine Menschlichkeit halfen uns über vieles Schwere hinweg. Ich kann es kaum fassen, dass er, der nur für seine Mission lebte, auf solch grausame Weise sterben musste." (Vgl. Fraternitas/CMM-News, Mai 1981)

In guter Erinnerung, auch über den Tod hinaus

Niemand konnte es fassen: Schon gar nicht seine Landsleute in Ortlfingen und Ehingen. Ihr "Schorsch", wie sie Pater Edmar liebevoll nannten, galt immer als Optimist. Noch auf seinem letzten Heimaturlaub (August 1979/Januar 1980) hatte er diverse Seelsorgs-Aushilfen in Ehingen, Wortelstetten und Blankenburg übernommen und überall Freunde und Wohltäter für seine Mission geworben.

Der hochgewachsene, bärtige Schwabe mit den fröhlichen Augen und den aufmunternden Worten wird so schnell nicht vergessen werden. Auf dem neuen Friedhof in Ehingen wurde eine Ehrentafel angebracht; ebenso auf dem Familiengrab der Sommerreissers. Der wunderschön gerichtete und gepflegte Friedhof könnte als Vorzeigestück für Landschaftsgärtner gelten. Und man kann nur wünschen, dass Pater Edmars Landsleute dort seiner auch immer wieder im Gebet gedenken.

Jene unter ihnen, die ihn näher kannten, wussten, dass er kein Genie war; auch kein Alleskönner; keine Intelligenzbestie. Er blieb bayerisch-bieder, schwäbisch-bäuerisch, manchmal sogar deftig-derb. Seine Mitbrüder und Mitarbeiter/innen in der Mission litten zuweilen darunter. Aber alle wussten auch um sein gutes Herz. Vielleicht sollten jene, die nicht nur gute Erinnerungen an ihn haben, Ernst Jüngers Worte neu überdenken: "Jeder Mensch hat seine guten Seiten; man muss nur die schlechten umblättern!"

Dann – so eine Binsenweisheit – fällt es uns auch leichter, die eigenen Fehler und Schwächen richtig einzuordnen. Und über Verstorbene, wenn möglich, nur gut zu sprechen.